

Eine missglückte Mission

Autor(en): **Brüderlin, Anny**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 26

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine mißglückte Mission

Von Anny Brüderlin

Ich sollte meinem vierjährigen Neffen, welcher demnächst im Kino eine Kindervorstellung des Märchens „Hans im Glück“ besuchen darf, dieses Märchen — vorbereitend — erzählen. Weil oft solche Begehren an mich gestellt werden, habe ich die Märchenbücher wieder studiert, um vor der kleinen Bande zu bestehen.

Meiner Sache sicher und für diese Mission bereit, nahm ich am Samstag meinen Hans-Peter, den sein Papa zum Zoierei brachte, fest und märchenbeladen in Empfang.

Mein Bruder verabschiedete sich gleich wieder und sah mir mit lustigem Lachen in die Augen: Nach's gut! —

Hans-Peter und ich saßen bei Tisch und er schmauste vom Apfelfuchen, als hätte er seit Wochen nichts mehr gegessen. Wenn er um ein neues Stück bat, lächelte er mich aus seinen blauen Augen hinreißend liebenswürdig an — und ich schwaches Weib konnte nicht widerstehen. Nachdem er mit einem Seufzer der Befriedigung festgestellt hatte: „Jetzt mag ich nicht mehr“, — löste er seine Serviette, legte sie mit großer Hast zusammen, glitt vom Stuhl und war im Nu auf meinem Schoß. Seine kleinen, festen Hände umflammerten meine Schultern und seine kleine Nase und sein Mund preßten sich in meine Wange und schnupperten an mir herum. Das war sein Kuß. Er konstatierte sachlich: „Jetzt muß ich Max und Bäri sehen“.

Mit Schwung rutscht er hinunter und nimmt mich energisch bei der Hand: „Komm!“

Max, der Drahthaarterrier und Bäri, der Neufundländer, sind im Garten. Wir gehen durchs Bohnzimmer und ich will eben mahnen, daß wir bei den Hunden nicht viel Zeit verschwenden dürfen, weil ich ihm doch das Märchen erzählen soll, da läßt er meine Hand fahren und steht mit einem Ruf des Entzückens vor einem kleinen Tisch, auf dem ich einen Miniaturwald aus Tannenreis und kleinen, selbstgemachten Marzipanpilzen mit roten Hütchen für ihn aufgestellt habe.

Als wage er nicht an ein solches Glück zu glauben, sieht er mich an und seine Augen sind zwei Sonnen:

„Für mich, Tanti?“

Ich nicke.

„Auu! — Wer hat das gemacht?“

„Ich bin in Märchenstimmung und behaupte frech:

„Die Heinzelmännlein.“

Voll Eifer krabbelt er auf mein Knie und rappelt sich da zurecht. Seine runden Patschhändchen kreuzt er über seinem kleinen Bauch und bezieht strahlend die Waldesherrlichkeit von oben.

Ein wenig zweifelnd fragt er:

„Können denn die das machen?“

„Ja, natürlich, die können alles!“

Und ich lasse meiner Phantasie wilden Lauf und erzähle vom Leben dieser Kleinen, wie sie kochen, backen, schustern, schneiden in ihrem Berg und Schätze hüten, die ihnen anvertraut sind.

„Hast du sie gesehen, als sie das machten?“ Er weist auf den Wald. Ich verneine. Er ist sichtlich enttäuscht über meine mangelnde Beobachtungsgabe und ich bin beschämt.

„Warum nicht?“ forscht er weiter.

Ich muß mich entlasten und bringe vor, daß es Nacht war und ich in meinem Schlafzimmer lag und schlief.

„Hättest du doch Licht gemacht!“ wirft er mir vor.

„Licht?“ frage ich erschrocken. „Ja, Hans-Peter, dann wären sie doch verschwunden, um nie mehr zu kommen.“

„Warum denn?“ erfaunt er und sieht mich unglaublich an. Ihm leuchtet nicht ganz ein, daß man das Licht fliehe, denn er liebt alles Helle: die Sonne, das Lampenlicht, — aber nicht die

finstere Nacht. Ich muß ihn aufklären, daß dumme, neugierige Menschen den kleinen Männlein einst Erbsen gestreut hätten. Darauf seien sie ausgerutscht und gefallen. Der Lärm habe die Leute geweckt, sie hätten Licht gemacht und die Heinzelmännlein zwar gesehen, aber die seien seit jener Nacht nie mehr zu den Leuten gekommen, um ihnen Gutes zu tun.

Forschend sieht er mich an:

„Wie sehen sie denn aus?“

„Sie sind nicht größer als du, tragen graue Hosen und Kittelchen und rote, grüne, gelbe und blaue Zipfelmützen mit farbigen Zöttelchen und lange, weiße Bärte.“

Es scheint zu imponieren und die Beschreibung mit seiner Vorstellung übereinzustimmen, denn er brummt ein befriedigtes „Ja“ und legt seine Hand noch fester um sein Bäuchlein. Seinen lieben Schopf lehnt er behaglich an meine Schulter und befiehlt:

„Erzähl weiter!“

Ich berichte getreulich alles, was ich im Laufe meines Lebens über die Heinzelmännlein erfahren konnte und bin außerordentlich stolz, so erschöpfend informiert zu sein. Es schlägt aber mein Gewissen und ich will geschickt zu „Hans im Glück“ ausweichen, als sich mir eine kleine Hand auf den Mund legt:

„Nicht! Erzähle von den Heinzelmännlein!“ fordert er gebieterisch.

Mein Wissen über sie ist erschöpft. So ohne weiteres kann ich das aber aus Prestige Gründen nicht zugeben und versuche, ihm klar zu machen, daß er von „Hans im Glück“ doch etwas wissen muß, bevor er ins Kino geht. Vergeblich! Ich muß eingestehen, daß ich über die Männlein nichts mehr weiß. Er tröstet mich:

„Tut nichts. Erzähl wieder von vorne.“

„Es war einmal ein Hans ...“

Die kleine Hand fährt auf meinen Mund und preßt meine Worte zurück.

Er will vom Hans nichts wissen und bleibt beharrlich bei dem, was ihm gefällt. So beginnen wir nochmals eine eingehende Unterhaltung über Wesen, Tun und Treiben der Zwerge. Ich schwelge in Fantasien, aber wir drehen uns im Kreise. Wenn ich zu „Hans“ ausbreche, zwingt er mich ohne Gnade zurück.

Mit seiner kleinen Rechten hält er Daumen und Zeigefinger meiner ihm umfangenden Hand so fest, daß es beinahe schmerzt. Jedesmal, wenn das Entzücken an den kleinen Männlein anschwillt, die nachts in den Häusern und Ställen der Menschen und Tiere so viel gutes, heimliches und doch ein wenig unheimliches Wesen treiben, preßt er meine zwei Finger besonders heftig und ich spüre auch die kleinen Nägel. Plötzlich sieht er mich scharf ins Gesicht und hat eine nachdenkliche Falte über seinem Näschen:

„Und die haben das für mich hingestellt heute Nacht?“

„Jawohl.“

„Wieso weißt du das?“

Eine gütige Vorsehung hatte mich inspiriert, ein Kärtchen mit dem Namen „Hans-Peter“ zu meinem Wald zu legen. Da mit konnte ich die Heinzelmännlein-Schenkung und meine Worte belegen.

Nun stand er vor dem Tisch und besah die Dinge ganz nahe. Sorgfältig, fast feierlich nahm er einen Pilz in die Hand:

„Kann man das essen, Tanti?“

„Ja, Schatz, aber nicht jetzt.“

„Ist alles, alles wirklich mein?“

„Wenn ich es dir sage.“

„Aber ich kann es nicht mitnehmen, es geht ja kaputt.“

Seine Lippen zittern ein wenig.

„Wir packen alles in eine Schachtel und Bapi trägt sie sorgfältig nach Hause. Jetzt muß ich aber doch noch ...“

„Nein, n-nicht!“

Ich freue mich königlich, daß es mich nicht müssen läßt, — das Kind, — der Feind alles Pedantischen, und gehe zum Korridorstrank. Hans-Peter mit Feuereifer hinter mir her. Wir finden eine Schachtel und packen zusammen den Wald hinein. Die kleinen Hände fahren liebevoll über Pilze und Tannäste. Jedes Stück betrachtet er kritisch und liebevoll, ob es am richtigen Platz sei für den schwierigen Transport. Den Deckel darf ich nicht darüber stülpen. Bapi muß erst sehen.

Da klingelt's auch schon.

Mit Begeisterung wird der Vater vor den Heizenwald gezogen. Hans-Peters Worte überflügeln sich und die Augen blicken groß und leuchtend zu uns empor.

„Und der ‚Hans im Glück‘?“ fragt der Vater und zwinkert mir zu.

Berfnirscht muß ich meine Niederlage gestehen.

Mein Bruder lacht:

„Ja, ja, — das Kind ...“

„Ach du, es war ja auch ein Märchen.“ —

Bern und seine Entwicklung

Graphisch statistischer Atlas

Eine selten schöne und ebenso interessante Arbeit legt das Statistische Amt der Stadt Bern dem 750jährigen „Geburtstagskinde“ auf den Geschenktisch. Zum Geleit schreibt Stadtpräsident Dr. E. Bärtschi u. a.: „Handelt es sich doch bei dem vorliegenden statistischen Atlas ‚Bern und seine Entwicklung‘ um nichts Geringeres als um den Versuch einer Art Inventur, einer Bestandsaufnahme unserer Gemeinde.“ Und dem von Dr. H. Freudiger verfaßten Vorwort entnehmen wir: „Das Ziel war, aus jedem Sachgebiet die wichtigsten Zahlenreihen herauszugreifen und diese Auswahl aus dem gesamten, im Statistischen Amt vorhandenen Material dem Leser in eindrücklicher Form darzubieten ... der Plan des Ganzen stand von Anfang an fest. Im Mittelpunkt steht die graphische Darstellung; zu ihrer Erläuterung dient der beigegebene Text.“

Und eben gerade diese graphische Darstellung und ihr Inhalt ist es, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen möchten. Statistikk! und graphische Darstellung! werden viele vielleicht in wegwerfendem Ton ausrufen — nur das nicht! Dennoch: Diese Art der Darstellung, wie sie in dem vorliegenden Werk gewählt worden ist, wird bestimmt jedem Freude machen; denn sie ist so einfach und klar, daß jeder sie versteht und jeder allerlei Interessantes, ja Überraschendes aus ihr herauslesen kann. In sechs Abschnitten: Stadtverwaltung, Stadtentwicklung, Bevölkerung, Wirtschaft, Gemeindehaushalt und Fürsorge wird so ziemlich alles dargestellt und in seiner Entwicklung behandelt, was ein Gemeindebürger etwa zu wissen wünscht. Die dabei erfaßte Zeit ist in den meisten Fällen die der letzten 25 Jahre, reicht also vielfach noch in den Beginn des letzten Weltkrieges zurück.

Wir erfahren zunächst allerlei über den Aufbau der Gemeindeverwaltung, sehen, welchen Anteil die verschiedenen Verwaltungszweige am gesamten Apparat der Verwaltung unserer Gemeinde haben. Weiter wird gezeigt, wie die städtische Pensionskasse und die städtische Krankenkasse sich entwickelt haben. Interessant ist die Verteilung der Bevölkerung auf Innere Stadt und die Außenquartiere 1830—1888—1900 usw. bis 1930. „Die Schüler nach Schulstufen 1880—1939“ lautet die Überschrift einer mehrfarbigen Zeichnung und wir ersehen aus ihr mit aller Deutlichkeit, wie der prozentuale Anteil der Primarschule an der Gesamtschülerzahl seit dem Jahre 1900 immer mehr und mehr sinkt und derjenige der Mittelschulen von etwa 25 % (1900) auf 35 % im Jahre 1939 angestiegen ist. Wohnungsbestand, Entwicklung des Straßennetzes, Bevölkerung nach der Heimat, nach dem Geburtsort, deren Altersaufbau, Sterbefälle nach Alter und Todesursachen, Zu- und Wegzug, Einbürgerungen sind weitere Themata, die mit wenig Zahlen, aber mit gro-

ßem zeichnerischen Geschick dargestellt sind. Es würde zu weit führen, wenn wir hier auf alle Einzelheiten eintreten wollten, umfaßt doch das Werk über 100 Seiten und beinahe gleich viele Tafeln.

Es sei daher nur noch auf einige Angaben hingewiesen, die besonders zeitgemäß wirken: Auf die Entwicklung wichtiger Preise 1914 bis 1940 und auf die Indizes der Lebenshaltungskosten im gleichen Zeitraum. Da erfahren wir denn, daß im Jahr 1920 der Preis des Kristallzuckers auf Fr. 1.90 das Kilogramm hinaufgestiegen war, daß 1 kg Teigwaren Fr. 1.50 kostete, Brot 75 Rappen, 1 l Milch mußte mit 45 Rappen, 1 Ei mit 40 Rappen (1919) bezahlt werden. Und erst der Speck! 1918 erreichte er seinen Höchstpreis mit ca. Fr. 11.— für das Kilogramm! Tafelbutter galt 1920 Fr. 8.50, Käse mußte im Jahre 1921 mit Fr. 5.— erstanden werden und der Gaskof, der 1914 noch mit Fr. 4.50 für 100 kg gekauft werden konnte, stieg 1919 auf Fr. 21.80 und 1920 sogar auf Fr. 25.—, der Gaspreis erklimmte die fast schwindelhafte Höhe von 60 Rp. Diese Zahlen sind nicht nur interessant. Es wäre ganz gut, wenn sie bekannter würden; denn sie vermöchten vielleicht den oder jenen, der über die heutige Zeit sicher mehr als unbedingt notwendig jammert und klagt, etwas nachdenklich zu stimmen.

So ist denn der graphisch statistische Atlas eine Fundgrube von allerlei Wissenswertem, und wer es darauf abgesehen hat, wird vielleicht sogar irgend ein Sensationchen entdecken. Besser aber wäre, wenn er in allen Berner Familien Eingang fände, wenn Vater und Mutter ihn mit den Kindern zusammen studierten; denn der gegenwärtige wie der künftige Gemeindebürger und auch die Gemeindebürgerin können nie genug wissen von dem Gemeinwesen, das wir unsere Heimatstadt nennen.

Stadtpräsident Dr. E. Bärtschi schließt seine Geleitworte wie folgt:

„Eines steht nicht in diesem Buche; aber man liest es zwischen den Zeilen, und jeder Berner soll es sich täglich vor Augen halten: Bern war nie ein Ort mühelosen Erfolges und leichten Gewinnes. Was es geworden ist und was es an Geltung besitzt, im ökonomischen Bezirk wie im politischen Raum, das ist es geworden und das hat es errungen in unablässigem, zähem Kampfe. Daraus ist ihm ein Wille erwachsen, den kein Ungemach zu brechen vermocht hat. Er soll unser geliebtes Bern geleiten in sein Gedenkjahr, das bedeutungsschwer vor dunklem Hintergrund herauszieht: Der unbeugsame, unerschütterliche Wille, sich zu behaupten, durchzuhalten um jeden Preis.“ —e—